

-

(...)Du lebst- Du bist am Leben-

Und das wird dir bewusst, ohne Nachzudenken,

nur aufgrund der eigenen Lebenslust.

Das Gefühl, das du fühlst, sagt dir Es ist soweit,

es ändern sich Zustand, der Raum und die Zeit.

Der Verstand kehrt zurück, doch du setzt ihn nicht ein,

Jeder Schritt neues Land- wird es immer so sein? (...)

*Die Fantastischen Vier- Tag am Meer*

## **106 Tage am Meer**

So. Jetzt sitz ich hier und soll meinen Projektbericht schreiben. Natürlich steh ich unter Zeitdruck, natürlich bin ich müde und natürlich weiß ich nicht, ob ich in der Lage bin, die letzten dreieinhalb Monate angemessen zusammen- und – viel wichtiger- in die richtigen Worte zu fassen... Warten wir's ab.

Begonnen hat alles viel früher. Vielleicht 1995 als meine erste Schwester nach der Schule Land und Leute verließ, um für eine Zeit im Ausland zu leben und ich mitbekam, dass das so einfach geht. Vielleicht auch 1984, als unsere chilenischen Freunde in die WG meiner Eltern einzogen und dann zwei Jahre später begannen mich auf das Leben in anderen Ländern aufmerksam zu machen... Aber dort meinen Bericht zu beginnen wäre zuviel des Guten. Ich beginne lieber mit dem Tag im Frühjahr 2005, als mich meine Mutter aus meinem Samstagmorgentiefschlaf riss, mit einem Brief wedelte und verkündete: „Du darfst nach Norwegen!“ Das erste, was ich tat, nachdem ich ihren Bruch des Briefgeheimnisses verziehen hatte, war in meinem Schulatlas nachzugucken, wo Alta liegt. Ob es überhaupt eingezeichnet ist.

Es war eingetragen. Und zwar ganz weit oben. Höher geht's fast nicht mehr. Während mir von allen Seiten verkündet wurde, dass man mich nur im Sommer besuchen kommen wolle und mir alle „Ey, Alter- Alta“- Witze die es auf dieser Welt gibt, erzählte, versuchte ich herauszufinden, was das für ein Gefühl in mir war. Angst? Panik? Horror? Der Boden, der unter meinen Füßen in die Tiefe kracht?

Nein. Es war Freude. Freude. Freude. Und die Gewissheit, dass etwas geklappt hat in meinem Leben, was ich wirklich wollte: Mich nicht gleich nach der Schule in die nächste Lernanstalt einweisen lassen. Anderes sehen. Anderes hören. Anderes fühlen, erleben, riechen, denken. Raus aus dem Schulleben, das ich dreizehn Jahre lang

geführt hatte. Das richtige Leben, die wahre Welt erleben. Ich, ganz für mich allein. Auch gefühlstechnisch ging's eigentlich nicht mehr höher. Die nächsten Monate liefen relativ ereignislos ab. Da ich die schriftlichen Abiturprüfungen schon im Januar hinter mich gebracht hatte, war die Schule hauptsächlich ein Ort des Vergnügens, der Nostalgie und der Feiern. Erleichtert war ich dennoch, als ich irgendwann im Juni das Gebäude das letzte Mal verlassen konnte. Jetzt konnte Norwegen kommen!! Aber ich hatte keine Ahnung, was mich erwarten würde, also hatte ich auch keine Ahnung, wie ich mich vorbereiten sollte...

Ich begann mit der Suche nach einem Praktikumsplatz. Ich fand sogar zwei. Einmal in einem Kindergarten, der mich anfangs nicht so reizte, weil ich darin nicht viel Vorbereitungsmöglichkeiten sah. Aber die zwei Wochen waren trotzdem schön, auch weil ich mal einen Einblick in eine Kinderwelt bekam, die anders war als meine "gutbürgerliche"... Dennoch ging ich anschließend noch mal für eine Woche in eine Alzheimer- WG. Anfangs hatte ich- genau andersherum als beim Kindergarten- sehr große Hemmungen. Aber bald fühlte ich mich ohne Ende wohl in der Arbeit. Auch heute muss ich noch oft an die Zeit denken. Es hat superviel Spaß gemacht und ich finde, ich habe auch in der kurzen Zeit, einiges gelernt.

Dann gab es ein viel größeres Problem zu überwinden: Die Suche nach Spendern. Nach Geld zu fragen, auch oder gerade bei Freunden, Verwandten, Bekannten, machte mir große Angst. Doch ich hatte Glück und viele Menschen waren bereit, mich und die Organisation zu unterstützen. Dafür bin ich ihnen unendlich dankbar!!!

Wenn auch lange Zeit nicht viel passiert war, so ging es jetzt alles viel schneller als ich fassen konnte. Auf einmal war es Montag, der 29. August. Auf einmal war mein riesiger Rucksack viel zu schwer gepackt. Auf einmal hieß es Abschiednehmen. Auf einmal fand ich mich in Hirschluch bei Berlin wieder, bei strahlender Sonne, umgeben von lauter Menschen in meinem Alter mit den gleichen Plänen und sah die Rücklichter des Autos verschwinden, in dem mich mein Papa hingebracht hatte. Auf einmal war ich der Meinung mich fragen zu müssen, ob das nicht alles viel zu groß für mich sei. Aber so sehr ich auch nach einem Angstgefühl suchte, ich fand –neben dem Abschiedsschmerz- nur Vorfreude und Spannung.

Außerdem sollten wir ja sowieso noch eine Weile in Deutschland bleiben und dieses unglaubliche Seminar erleben. Man traf alte Bekannte vom Auswahlseminar wieder, lernte neue Leute kennen, das Wetter war traumhaft... aber Berlin für mich dennoch viel zu nah dran. Ich litt schon sehr, als wir zweimal nach Berlin zurückfahren, zu einem Seminar im Haus Der Wannseekonferenz, auch noch durch die Gegend, in der ich einen Teil meiner Kindheit verbracht hatte...

Doch die Planung des Seminars ließ einem kaum Zeit für traurige Gedanken. Soviel gegessen und zugehört und geredet und gelesen hab ich selbst in der härtesten Schulzeit nicht, glaub ich. Abends war ich meistens zu erschöpft, um noch eines der oft sehr interessanten freiwilligen Programme mitzumachen. Ich konnte nur noch mit den anderen auf der Bank sitzen, diskutieren, Mücken verscheuchen und Bier trinken. Habe, glaub ich, noch nie so viele interessante, spaßige, ernsthafte und kluge Diskussionen auf einmal miterlebt wie in diesen zehn Tagen.

Doch auch hier verging es die Zeit sehr schnell. Auf einmal war es fünf Uhr morgens des 09. Septembers. Abfahrtszeit. Die Nacht wurde durchtanzt, der Rucksack immer schwerer. Abschiednehmen hatte ich immer noch nicht gelernt. Auf einmal waren wir nur noch zu neunt und nicht mehr zu 150. Allerdings hatten wir (die ASF- Freiwilligen für Norwegen) Gepäck für 150 Personen. Erst ging es mit dem Zug nach Kiel und da dann auf die unglaubliche „Colour Fantasy“, eine Luxusfähre erster Klasse, die uns nach dieser langen Fahrt stinkenden, ranzigen, müden, aber natürlich hochsozialen und -motivierten ASF- Freiwilligen nach Oslo bringen sollte. Wir erkundeten das Schiff und ich bekam Angst, dass dieser Luxushaufen es nicht nur äußerlich der Titanic nachmachen wollte. Wir genossen die „Was wollt ihr denn hier?“ - Blicke der frischgewaschenen Gucci-Taschen

und Armani-Jeans und zogen uns auf Deck zurück, wo uns der Himmel ein spektakulären Anblick bot. Hätte mir damals nicht träumen lassen, so ein Wolken- und Farbenspiel nun öfter zu sehen zu bekommen.

Schließlich kamen wir doch in Oslo an, das uns in strahlendem Sonnenschein willkommen hieß, und wurden von Veline (unsere ASF- Länderbeauftragte) und drei Freiwilligen, die schon seit März da waren, abgeholt und wieder auf eine Fähre gesetzt. Diesmal war das aber ein kleiner Schären dampfer. Wir bewiesen schnell allen Menschen auf der Fähre, dass wir Nicht- Norweger und (zum größten Teil) das erste Mal in diesem Land waren: „Oooh, guck mal da!!“ „Oooh, wie schön! Da will ich wohnen!“ „Da! Da! Da ist Saltkrokan!“

Wir wurden auf eine kleine Insel im Oslo-Fjord gebracht, in ein kleines gelbes Haus mit weißen Giebeln. Dort sollten wir etwa zehn Tage verbringen, ebenfalls wieder im Rahmen eines Seminars. Doch wir brieten auch Würstchen im Lagerfeuer am Fjord, erkundeten die Umgebung mit ihrem Wald, ihren Wiesen, ihren Bootshäusern. Das Wetter war unglaublich und ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich Teddy oder Freddy oder Tjorven oder einfach nur ich sein wollte. Ich wusste noch nichts über dieses Land, kam mir auch noch nicht wirklich wie in Norwegen vor, weil ich ja nur von Deutschen umgeben war, aber irgendwie glaub ich, hab ich von Anfang an gewusst, dass ich mich mit diesem Lang gut verstehen würde. Nur wusste ich nicht, wie es auf mich zu sprechen sein würde.

An unserem ersten Abend, als wir am Fjord saßen und in die silberblaue Welt staunten, tauchten auf einmal die ersten Nordlichter meines Lebens auf. Heute kann ich über diese kleinen, dünnen, hellgrünen Streifen am Himmel nur herablassend milde lächeln, Nordnorwegen hat da einiges mehr zu bieten. Aber dennoch hab ich immer noch dieses, Entschuldigung, wenn das jetzt kitschig klingt, irgendwie magische Gefühl. Als hätte uns dieses Land damit etwas sagen wollen. Vielleicht „Hei“.

Wieder dachte die Zeit nicht, sich und uns etwas Ruhe zu gönnen und schon war der Tag gekommen, auf den ich so lange gewartet habe, von dem ich so oft, sowohl tags als auch nachts geträumt hatte, von dem ich nicht wusste, wie er aussehen und wie es sich anfühlen würde, wenn er zu Ende ging... Wir waren alle überdreht, das Abschiednehmen passierte irgendwie nebenbei. Natürlich war ein trauriges Gefühl da, aber ich zumindest war absolut nicht in der Lage, zu begreifen. Und trotzdem sind diese Stunden so fest in mein Hirn eingebrannt, seh ich alles genau vor mir, wirklich so, als wäre ich eben gerade erst angekommen. Trotzdem war ich fähig im Flugzeug einzuschlafen und den Anflug auf Alta zu verpassen. Ich bekam gerade noch mit, dass das Flugzeug ungemütlich dicht über der Wasseroberfläche flog und –so kam es mir wenigstens vor- auf dem ersten Millimeter Ufer aufsetzte. Ich wusste noch nicht, dass Altas Flughafen direkt am Wasser liegt.

Wir (Rebekka, meine Mitfreiwillige, und ich) wurden von Robert, einem vor neun Jahren „hängengebliebenen“ Freiwilligen abgeholt und zu Betania gefahren. Er begrüßte uns mit den Worten: „Statistisch gesehen bleibt jeder zweite ASFler hier. Einer von euch kehrt also nicht nach Hause zurück.“ Mal sehen, dachte ich.

Aber erstmal bekamen wir unsre „Chefin“ zu sehen, Hilbjørg, und unsere Wohnungen. Ich habe eine –wie ich finde- wunderschöne anderthalb Zimmerwohnung. Das heißt, Wohnzimmer und Koch- und Schlafnische (getrennt) und ein eigenes Bad. Das, was mein Glücksgefühl über mein eigenes Bad und die grasgrüne, blumige Siebziger-Jahre-Tapete in der Küche aber bei weitem übertraf, war der unglaubliche, wirklich nicht zu beschreibende Blick aus dem Fenster: direkt auf den Fjord, nur Himmel und Meer, eingerahmt von Felsen. Jetzt kann dir nichts mehr passieren, schien dieses Bild zu sagen.

Obwohl uns angeboten wurde, erst am Montag zur Arbeit zu kommen, gingen wir doch schon gleich am Tag nach unserer Ankunft hin.

Da sah ich sie alle zum ersten Mal. In den mir jetzt so sehr vertrauten Räumen des Cafes saßen sie und tranken

Kaffee, quatschten, aßen Kuchen, alles wie immer. Aber für mich funkelneuen. Allein die Namen brachten mich durcheinander: Solveig, Trygve, Kåre, Hermod, noch nie gehört. Uns wurde zwar vorher oft gesagt, dass wir uns wegen der Sprache keine Sorgen machen sollten, aber an diesem Tag glaubte ich das nicht. Alles unverständlicher Kauderwelsch. Ein Glück können meine zwei Mitarbeiter englisch, so dass ich nicht völlig sprachlos war, auch wenn ich mich so fühlte.

Generell wurden wir wunderbar aufgenommen.

Habe mich oft gefragt, warum die Leute das machen, uns unerfahrene, unsichere, stotternde Jugendlichen zu sich zunehmen und uns damit eine Zeit für 's Leben zu bieten... Mittlerweile bilde ich mir schon ein, hilfreich zu sein, in meinem Arbeitsbereich vor allem den Patienten gegenüber, aber noch habe ich ein bisschen Schwierigkeiten, was meine Rolle hier im Dagsenter angeht. Werde das Gefühl nicht los, mehr zu nehmen als zu geben. Und dafür bin ich nicht hergekommen.

Ich will hier keine großartigen Umkrempelaktionen starten oder sonst was, aber manchmal fühle ich mich doch ein bisschen ersetzbar. Würde gerne so etwas wie eine „persönliche Note“ hinterlassen, damit die Leute mich nicht so schnell vergessen, eben weil ich sie nicht so schnell vergessen werde. Aber das ist wahrscheinlich einfach purer Egoismus oder Narzissmus...

Ich hoffe aber auf jeden Fall und werde versuchen weiter in die Richtung zu arbeiten, dass ich dieses Gefühl des „Ausnutzens“, das ich meinen Arbeitgebern gegenüber habe, wenn schon nicht verlieren, dann doch bitte verringern kann. Das wird nicht so leicht, weil ich die Ursache dieses Gefühls bin. Nie habe ich etwas dergleichen von meinem Mitarbeitern gehört oder gespürt.

Im Gegenteil, sie sind immer für uns da, Hilbjørgs Bürotür steht fast immer offen, mit jeder noch so kleinen Kleinigkeit können wir zu ihnen kommen. Und wenn wir nicht fragen, fragen sie uns, ob alles in Ordnung ist.

Versuche, meine Fragen in der Hinsicht auch als Motivation zu sehen, wenn ich mal müde bin oder so. Bin ihnen sehr dankbar und das sollen sie wissen.

Meine Arbeit ist –wie ich finde- eine wunderbare, wenn auch manchmal anstrengend. Sie ist sehr frei, eigentlich steht und fällt sie mir und meiner Tagesverfassung. Ich bin sozusagen die Entertainerin hier, in Zusammenarbeit mit vielen anderen. „Sei einfach da“, waren die ersten und einzigen Worte meines einen Mitarbeiters als meine Arbeitseinweisung. Und ich will „da“ sein. Deswegen bin ich jeden Tag in diesem Cafe, in das Menschen mit psychischen Problemen- sei es Schizophrenie, Manie- Depression oder anderes- kommen und den Tag verbringen können. Manche sind auch einfach „nur“ einsam und gesellschaftlich isoliert und finden hier Anschluss.

Sie kaufen sich Essen und Trinken und einmal die Woche- Mittwochs- wird ein Ausflug gemacht. Meistens fahren wir ins Alta- Zentrum, waren aber auch schon u.a. in Hammerfest (nördlichste Stadt der Welt, ca. zweieinhalb Autostunden von hier entfernt) und – ein Höhepunkt für alle Beteiligten – in Schweden und Finnland.

Die Leute sind noch ziemlich selbständig, leben allein und haben teilweise auch noch Freunde, Familie, Bekannte außerhalb des Betania Dagsenters.

Wie gesagt, meine Arbeit gefällt mir sehr. Je nachdem wie die Stimmung der Leute –und meine- ist, male oder bastle ich mit ihnen, montags gehe ich mit zwei von ihnen in die Webstube, ansonsten backen wir Kuchen oder Plätzchen, ich versuche mit ihnen zu singen (dass ich das versuchen muss und nicht einfach machen kann, liegt an meiner nicht ganz tonsicheren Stimme) oder quatsche einfach mit ihnen.

Oft aber ist es das Beste, einfach nur da zu sein. Ihnen zu vermitteln, da sitzt jemand, der Zeit für dich hat und den es interessiert, was du erzählst und der dir zuhört. Und nach und nach beginnen sie auch zu erzählen.

Zum Glück kann ich ihnen mittlerweile auch antworten, wenn auch noch lange nicht fehlerfrei. Anfangs war natürlich die Sprache bzw. meine Unkenntnis dieser ein großes Hindernis.

Dass ich mich nicht gleich mit ihnen verständigen konnte, war schon ein Problem für mich. Hatte das Gefühl als Ausgleich dafür, dass ich nicht mit ihnen reden kann, sie ständig anders „beschäftigen“ zu müssen. Habe dann aber relativ bald gemerkt, dass das gar nicht notwendig und für beide Seiten sogar eher zu viel ist. Wir brauchten die Zeit um uns aneinander zu gewöhnen, uns ein bisschen kennen zu lernen.

Das Schwierigste ist eigentlich, wenn man selbst müde ist, aber merkt, dass ein Grossteil (mit allen gleichzeitig kann ich eh nie was machen, es sind ja auch immer unterschiedliche da) der Menschen gut drauf ist. Sich selbst zu etwas motivieren und dann auch noch die anderen dazu zu kriegen mitzumachen, braucht manchmal einen ordentlich Tritt in den eigenen Hintern.

Außerdem begeh ich leider immer noch den Fehler und nehme die Arbeit mit nach Hause. Loslassen und Abstand gewinnen fällt mir eher schwer.

Aber das kann auch positiv sein. Wohl nie vergessen werde ich einen Moment--Oh, so viele Momente werde ich doch hoffentlich und sicherlich nie, nie vergessen!!! ---

Ich hatte Schokoladenkuchen gebacken. Ein bisschen zögernd, weil backen im Ausland immer ein Abenteuer ist. Etwas unsicher stellte ich ihn auf den Tisch. Ich hörte Solveig in ihrer direkten Art den Kuchen schon wieder ausspucken. Weil keiner richtig reagierte, ging ich zu Nora, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, wie sie selbst einmal meinte, meine Mama für meine Zeit hier zu ersetzen. Ich beugte mich zu ihr und fragte: „Magst du Schokoladenkuchen?“ Da reibt sie plötzlich ihre Nase gegen meine, lacht ihr einzigartiges Nora-Lachen und sagt: „Du Schokolade, du!“

Oder einmal – ich hatte einen Pullover mit einem aufgedruckten Schmetterling an- kam Herulf ganz unvermittelt zu mir und meinte: „Du bist auch so ein Schmetterling“

Oder einmal... Nein, lassen wir das. Ich könnte ewig solche Geschichten erzählen. Sie machen (mich) so glücklich.

Es sind manchmal auch nur einzelne Bilder, die mich so wunderschön berühren, dass ich weinen könnte. Karl Odvar mit seinem Gehrad und dem verrutschten Gebiss. Einar singend auf dem Flur. Die kleine Inga mit ihren Abermillionen Haarspangen und Armreifen, wenn sie vor dem riesigen Mikrofon steht und aus tiefstem Herzen und mit einer unglaublichen Ausstrahlung nicht immer ganz richtige Töne in die Welt wirft. Solveig und ihre Handtasche. Herulf und seine Teppiche...

Ich hab sie alle so gern!!!

Betonen möchte ich aber auch, dass Betania wirklich eine –in meinen Laienaugen- tolle Einrichtung ist! Sowohl die Schwestern, die oben im Wohnheim arbeiten (in dem meine Mitfreiwillige ihren Dienst macht), als auch meine Mitarbeiter nehmen sich Zeit soviel sie können. Rebekka, meine Mitfreiwillige, hat einmal gesagt: „In Betania kann jeder so sein wie er will.“ Und das spürt man sehr. Jeder, jeder, jeder wird respektiert, akzeptiert und ernst genommen. Es gibt hier keine Hierarchie oder ähnliches, auch nicht zwischen den Mitarbeitern. Da sitzt der Leiter einfach mal ne halbe Stunde bei uns im Cafe und schnackt bei ner Tasse Kaffee mit der russischen Putzfrau. Das ist selbstverständlich, scheint's.

Doch nicht nur die Arbeitsumstände sind perfekt.

Die Landschaft hier ist unbeschreiblich schön. Und wenn ich sage, unbeschreiblich, dann mein ich das auch. Ich habe wirklich keine Worte für die Natur, außer: Kommt und seht es euch an!

Ich staune immer wieder über mich selbst: Ich, das überzeugte Großstadtkind, das dreckige Luft, unfreundliche Menschen und Hundehaufen als wesentlichen Lebensbestandteil sieht, kann ganz ruhig irgendwo sitzen und als einzige Unterhaltung Meeresrauschen und Windflüstern haben. Und bin auch noch glücklich dabei...

Leider muss ich sagen, dass ich diese Herrlichkeiten um mich herum nun schon etwas länger nicht mehr gesehen hab, weil es ja dunkel ist. War.

Ich weiß nicht mehr genau, wie man sich die Dunkelzeit vorstellt, wenn man sie nicht kennt. Habe mir selbst, glaub ich, kaum Gedanken darüber gemacht. Habe außerdem immer den Winter dem Sommer bevorzugt. Dunkelzeit bedeutet, irgendwann im November beginnt mit Pauken und Trompeten und Wolken- und Farbenspektakel die Sonne zu verschwinden. Zehn bis zwanzig Minuten weniger Licht am Tag, bemerkt man schon.

Einen Himmel aber, wie den, wenn das Licht einmal am Tag –und sei es für zwanzig Minuten- zurückkommt, hab ich noch nie gesehen. Es ist, als würden Himmel und Meer alle ihre Kräfte für diesen Augenblick sammeln und ein Schauspiel bieten, bei dem einen nur der Mund offen stehen bleiben kann.

Mittlerweile- seit dem 21. Dezember, um genau zu sein- kommt das Licht wieder zurück, für Ende Januar wurde die Heimkehr der Sonne vorausgesagt. Und dann wird sie ja bleiben, um Mittsommer herum ja sogar den ganzen Tag. Habe –bei aller Freude über die Rückkehr des Sternplaneten- schon ein bisschen begonnen, die Dunkelheit zu vermissen. Scheinbar wird man ein bisschen wunderbarlich, bei allen den Wundern, die hier geschehen...

Noch ein Wunder ist nämlich passiert, eins, mit dem wohl ich selbst am Wenigsten gerechnet hätte: Trotz Sprach- und Sportkurs ist es weder meiner Mitbewohnerin noch mir bis jetzt gelungen, größere soziale Kontakte aufzubauen. Aber- und jetzt kommt das erstaunliche- es macht mir überhaupt nichts aus.

Es fehlt mir auch noch überhaupt nicht und irgendwie wollte ich es bis jetzt auch noch gar nicht. Habe das Gefühl, die dreieinhalb Monate nur so für mich haben mir unendlich gut getan. Bin mir sicher, besser, als wenn ich mich gleich wieder in einen Menschenhaufen geworfen hätte. Nach den letzten Jahren, in denen ich vor allem irgendwie „nach außen“ gelebt hab, war es sehr notwendig für mich, mal einzuatmen.

Langsam beginnt es auch, dass wir Kontakte schließen, das ist auch schön, weil ganz zum Einsiedler mit all deren Macken wollte ich nicht werden, Macken hab ich so schon genug. Aber ich freu mich auch, dass ich jetzt weiß, dass ich das auch wieder kann: Das für- mich- sein.

Außerdem ist es nicht so, dass wir einsam wären. Die beiden ehemaligen Freiwilligen, die vor zwanzig bzw. neun Jahren nach Alta kamen, sahen und blieben, kümmern sich rührend um uns, auch von unseren Mitarbeitern wurden wir von Anfang an eingeladen, einmal sogar auf eine fünftägige Reise zu den Lofoten!

Meine hohen Erwartungen an dieses Jahr wurden also wirklich erfüllt. Wenn auch auf eine ganz andere Art und Weise als ich dachte.

Wenn ich vor meiner Abfahrt gefragt wurde, warum ich ausgerechnet nach Norwegen will („Da ist es doch so kalt und dunkel und so weit weg“), hatte ich immer Erklärungsschwierigkeiten. Eigentlich war es nur ein Gefühl, dass mir sagte, dass ich in dieses Land will. Dieses Gefühl hat mich nicht getäuscht. Es tut unsäglich weh, wenn ich denke, dass ich nur noch bis August Zeit hab. Habe schon oft darüber nachgedacht, tatsächlich in Norwegen zu bleiben. Ich kann es nicht sagen, weil ich nicht weiß, was in den kommenden Monaten noch alles passiert. Weiß ja auch zum Beispiel immer noch nicht, was ich danach machen, wie ich mein anderes Leben gestalten will. Bin auch absolut nicht in der Lage, darüber nachzudenken. Ich lebe ausschließlich im Jetzt und weiter kann ich auch nicht denken.

Aber eins weiß ich ganz, ganz sicher: Ganz loswerden wird mich dieses Land nie, so wie ich es nicht mehr loswerde. Und das tut richtig weh im Bauch, vor Freude.

Wenn ich jetzt denke, dass ich auszog, um (unter anderem) das „echte Leben, die wahre Welt“ kennen zu lernen, weiß ich nicht genau, was ich sagen soll. (Abgesehen von der Frage, was das „wahre Leben, die wahre Welt“ überhaupt ist.) Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich hier auf einem fernen, paradiesischen Planeten, als erreiche die Welt außerhalb mich nicht wirklich und ich würde sozusagen gerade eine Auszeit vom Planeten Erde nehmen... Manchmal holen mich die Menschen auf meiner Arbeit wieder zurück, manchmal meine Leute in Berlin, manchmal ich mich selbst. Aber manchmal bleibe ich auch für eine ganze Weile in diesem Schweben-Rausch-Traum-wieauchimmer- Zustand. Weiß nicht, wie es werden soll, wenn ich wieder auf dem Boden der Tatsachen, auf deutschem Boden, lande...

Aber da bleibt mir wohl nur eins: „Ta det med ro. Nimm's gelassen.“, sagt der Norweger. Gelassen und entspannt sind sie hier und stecken auch noch an damit. Stress scheint gerade zu unmöglich.

Natürlich mach ich mir auch meine negativen, unruhigen Gedanken. Aber irgendwas liegt in dieser Luft oder sonst wo vergraben, dass es nicht lange geht, das Unglücklichsein.